

Theresa Schweden, Mainz

Tagungsbericht zum Kolloquium „Expressivität in der Dialektgrammatik“ der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens und des Germanistischen Instituts der Universität Münster

Am 23. und 24. Juni 2022 wurde auf dem Kolloquium „Expressivität in der Dialektgrammatik“ Forschung zu dialektspezifischen Phänomenen in Morphologie und Syntax zusammengetragen, die Empfindungen und Bewertungen der Sprechenden ausdrücken und somit als expressiv gelten können. Die Konferenz wurde von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens im Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) und vom Germanistischen Institut der Universität Münster organisiert. Sie bot Grammatiker:innen und Dialektolog:innen eine Plattform, nicht nur aktuelle Studien vorzustellen, sondern auf der Basis von Dialektdaten den Expressivitätsbegriff neu zu perspektivieren und methodisch und theoretisch zu diskutieren.

Tanja Ackermann und **Markus Denkler** untersuchten in ihrem Vortrag reflexive Konstruktionen in westfälischen Dialekten auf ihren expressiven Charakter. Durch die redundante grammatische Kodierung einer zweiten semantischen Rolle (overt Benefizienten/Malefizienten) sind Reflexivkonstruktionen, wie *He lachede sick kaputt* ‘Er lachte sich kaputt’, als expressiv zu bewerten. Im Westfälischen drücken sie zudem Gefühle, Affekte oder Bewertungen der Sprechenden aus (z. B. Genuss bei *sich ein Glas Bier trinken*). Auf der Basis des Westfälischen Wörterbuchs, das den Sprachstand der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts abbildet, arbeiteten die Referent:innen übergreifende Konstruktionen (im konstruktionsgrammatischen Sinn) heraus. Auch gehen die Konstruktionen mit spezifischen Intensifiern einher, z. B. *tot* (*sick dautgre-men*), *die X voll* (*sick de Hucke vollsuopen*).

Ulrike Freywald schlug mit ihrer Studie Studie zu inoffiziellen, mit den offiziellen Namen referenzidentischen Kurznamen für topographische Objekte in Berlin (*Kotti*, *Bergmann*, *Nolle*, *Kudamm*) eine Brücke von der Dialekt- zur Namengrammatik. Im Zuge dieser Wortbildungen werden Gattungseigennamen (*die Bergmannstraße*) zu genuinen Eigennamen (*die Bergmann*), wobei das ehemalige Kopfgenus erhalten bleibt und der ehemalige Kopf die referenzielle Funktion übernimmt. Bei einer explorativen Untersuchung der Kurznamen mithilfe eines Onlinefragebogens konnten im (Nord-)Osten Deutschlands die meisten und morphologisch vielfältigsten Belege erhoben werden. Dort treten *i*-Derivationen und Verlust des gattungseigennamenspezifischen Kopfes schwerpunktmäßig auf. Ergänzend stellte Freywald eine Nachfolgestudie mit Akzeptibilitätsfragen zu fingierten Toponymen in Berlin

vor. Diese Daten zeigen eine semantische Differenzierung verschiedener Lokalitäten: Während für straßenförmige Verkehrswege meist lediglich der Kopf wegfällt, hat sich für Plätze Kürzung und *i*-Suffigierung etabliert. Kurznamen nutzen für Toponyme untypische Wortbildungsmuster und kodieren die soziale Beziehung und Bewertung der Sprechenden gegenüber dem Referenzobjekt. Somit können sie sowohl strukturell als auch pragmatisch als expressiv gelten.

Caroline Döhmers Vortrag behandelte die Expressivität von Zirkumfixbildungen mit der Struktur *Ge-X-s* im Luxemburgischen (*Geschnëss*, *Gebimmels*). Diese kommen in mehr oder weniger lexikalisierten Stadien, in konzeptionell mündlicher Kommunikation und ausschließlich im Singular vor und sind nicht zählbar. Sie können Wertungen derivationell kodieren, ohne die Handlungen durch Adjektive zu attribuieren. Das Zirkumfix tritt an durative und iterative Verben (*Gejéimers*, *Geschells*) sowie an nominale Basen (*Genuddels*). Die meisten dieser Derivationen sind negativ konnotiert und bezeichnen störende Aktivitäten (*Gebëmpels*) oder drücken Überdross oder Unübersichtlichkeit aus. Eine expressive Funktion kann vor allem den *Ad-hoc*-Bildungen zugeschrieben werden. *Ge-X-s*-Wortbildungen sind identitätsstiftend und werden von Sprechenden als besonders alte luxemburgische Wortbildungen interpretiert und folglich in Sprachpflegebemühungen einbezogen.

Wortbildungsprodukte rückten auch im Vortrag von **Mechthild Habermann** in den Vordergrund, der Diminutivmarkierung bei ungewöhnlichen Wortarten wie Interjektionen und Ausrufen im Ostoberdeutschen thematisierte. Habermann untersuchte auf der Basis des Fränkischen Wörterbuchs (WBF), des Bairischen Wörterbuchs (BWB) und des Wörterbuchs der bairischen Mundarten in Österreich (WBÖ) Diminutionen mit *-lein* (z. B. *achela* 'achlein') die vornehmlich in der Kommunikation mit Kindern verwendet werden und damit positive Wertung und Intimität markieren. Zudem wird die durch Diminution geleistete verkleinernde, hypokoristische Funktion bzw. Reduktion auf andere Konzepte übertragen. So kann zum Beispiel Schmerz mit der Äußerung *auela* abgeschwächt und Beleidigungen kann ihre illokutionäre Kraft entzogen werden. Auf der Basis ihrer Daten schlägt Habermann für *-lein* eine Analyse als morphopragmatisches Suffix vor.

Ebenfalls über Diminutive und deren expressives Potenzial im Niederländischen referierten **Matthias Hüning** und **Truus De Wilde**. Die Diminution von Substantiven ist dort produktiver als im Deutschen, und neben Substantiven können auch Adjektive diminuiert werden (*nieuw – en nieuwtje* 'Neuigkeit'). Diminution erfüllt diverse evaluative Funktionen, wie eine wertende Einstellung zum Referenten. Im Nordniederländischen wird vornehmlich mit *-tje* diminuiert, im Flämischen mit *-ke*, weshalb die *k*-Diminution, insbesondere bei deadjektivischen Diminutiven (*schattigske*), im Flämischen als Marker für regionale Identität gilt. Da deadjektivische Diminutive zur marginalen Morphologie gezählt werden können, sind sie designiert, identitätsstiftende Funktionen anzunehmen, und somit auch hochgradig expressiv.

Kristin Kopf legte eine wörterbuch- und korpusbasierte Studie zu expressiven Partitiva mit dem Kopfnomen *Stück* und einem Genitivattribut oder einer Apposition vor (*'n sticke mense*, *een stukk deves*). Diese Konstruktionen, die auch im Standard-

deutschen zum Ausdruck von Mengenangaben verwendet werden (*ein Stück Brots*), wirken in den Dialekten, vor allem bei menschlichen Referenten, homogenisierend und deindividualisierend. In Bezug auf Partitiva stellte Kopf Parallelen zu Diminutiva auf der Basis einer Reduktion des Konzepts heraus. Dabei identifizierte sie zwei verschiedene semantische Pfade: NICHT VOLLSTÄNDIG > KEIN PROTOTYPISCHER VERTRETER (*ein Stück Mensch, Kerl(s), Weib(s)*) bzw. EIN TYPISCHER VERTRETER > EIN BEISPIELHAFTES EXEMPLAR (*ein Stück Dieb(es)*). Das Phänomen zeigt sich in den deutschen Dialekten nur schwach produktiv und bleibt auf bestimmte Attribute und Appositionen beschränkt.

Stefan Rabanus diskutierte in seinem Vortrag mögliche expressive Bedeutungen bei reduplizierenden Verfahren in Flexion und Wortbildung (z. B. südbairisch *raeçarar* ‘reicher’, ripuarisch *Wiwind* ‘Wirbelwind’, thüringisch *kreuzkrumm*). Formale Iteration wird nicht nur zur Markierung morphologischer Kategorien genutzt, sondern kann auch redundant sein, ähnlich den oben besprochenen Reflexivkonstruktionen. Dies deutet laut Rabanus auf eine expressive Funktion hin. In seinem Vortrag entwickelte er Kategorien zur formalen Klassifikation von Reduplikation und thematisierte methodische Probleme auf der kognitiven Seite, so beispielsweise bei der Identifikation der Transparenz von Exponent und reduplizierendem Element.

Mirjam Schmuck befasste sich mit expressiven derivativen Verfahren in der dialektalen Verbmorphologie auf der Basis von Wörterbuchdaten (Deutsches Wörterbuch, Dialektwörterbücher) und Dialektkorpora (Zwirner Korpus). Während die Verbsuffixe *-eln* (*nängeln*) und *-ern* (*schnattern*) auch im Standarddeutschen vertreten sind, hat bisher kaum erforschtes *-sen* (*quäksen*) seine Domäne nach wie vor hauptsächlich in den Dialekten (mit Schwerpunkt im Westoberdeutschen, im Rheinland und in Westfalen). Mit der diminutiven oder iterativen Semantik der Wortbildungen gehen positive und noch häufiger negative Bewertungen einher, bei denen die Quantität der Handlungen qualitativ bewertet wird, z. B. ‘viel zu oft’ (*sabbeln, quäksen*), ‘mit geringer Intensität / Dynamik’ (*förscheln*) oder ‘gemütlich’ (*schnuckeln*).

Horst Simons Vortrag stellte methodische Überlegungen zu dialektalen Parallelkorpora ins Zentrum, wobei sich dafür Übersetzungen bekannter Kinderbücher und Comics in verschiedene Dialekte anboten. Auf der Grundlage von Asterix- und Grüfelo-Übersetzungen untersuchte er verschiedene als expressiv klassifizierte Phänomene wie Diminution, Augmentation (z. B. Wortbildungen mit *Mords-*), Kollokationen oder syntaktische Phrasen vom Typ *voll die X, Ge-X-e* bzw. *du X*. Auch Großschreibung oder ikonische graphische Präsentationen wie *gaaanz lang* in der schriftlichen Dialektkommunikation diskutiert er als expressive Merkmale. In seiner Stichprobe zeigt sich Diminution als am besten vergleichbare Variable quantitativ am häufigsten im Schwäbischen, während sie im als diminutivfreudig geltenden Wienerischen selten belegt ist.

Alexander Werth und **Christine Ganslmayer** widmeten sich den im Gegensatz zu Diminutiva bisher wenig erforschten Augmentativbildungen als Form der lexikalisch basierten Expressivität. Konkret untersuchten sie dazu Präfixoid-Wortbildungen (*Sau-, Riesen-, Höllen-, Mords-, Heiden-, Affen-*), die ihr Repertoire mit der Standard-

sprache teilen, aber im Gegensatz zum Standard in den Dialekten nicht als marginal gelten können. Deren expressive Funktion wird hergestellt, indem die Sprechenden Objekte oder Konzepte sprachlich vergrößern und somit den Hörenden einen sprachlichen Einblick in die eigene fiktive Welt geben. Die Referent:innen gingen der Frage nach regionalspezifischen Präfixoiden sowie nach Spezifikationen der Basen auf der Grundlage von Dialektwörterbüchern und -korpora nach. Zunächst identifizierten sie über die Abfrage bekannter Präfixoide mögliche Basen (z. B. *-kerl*, *-hunger*, *-nickel*, *-weib*) und bezogen diese in eine weitere Abfrage mit ein. So stellten sie beispielsweise fest, dass das Präfixoid *Sau-* häufig auf Personen referiert, während *Mords-* frequent an Abstrakta wie *Hunger* tritt.

Die Abschlussdiskussion, die von den Organisator:innen **Antje Dammel** und **Markus Denkler** moderiert wurde, strebte eine Synthese der Vorträge an und zeigte gleichzeitig bisher unberücksichtigte Faktoren bei der Untersuchung dialektaler Expressivität auf. Dabei wurde das Desiderat deutlich, die Definition von Expressivität selbst zu schärfen oder zu modifizieren bzw. zu erweitern. Besonders zentral war die Frage nach der Abgrenzung von Sem (Semantik) und expressivem Gebrauch (Pragmatik). Zudem wurde die interaktionale bzw. die sprecherorientierte Perspektive bisher zu wenig berücksichtigt; Konzepte wie *affective stance* wurden somit ausgeklammert. Auch Fragen nach möglichen Datenbasen drängten sich auf: So nutzten die meisten der vorgestellten Studien Dialektwörterbücher als niederschweligen Zugang zu evaluativen Bedeutungsaspekten. Obwohl diese zur Paradigmenbildung benötigt werden, lassen sie keine Aussagen zu Sprachnutzung und Interaktion zu. (Parallel)-Korpora als mögliche Alternative wurden bereits explorativ getestet, sind jedoch für die mündliche dialektale Kommunikation kaum verfügbar. Die Notwendigkeit von multimethodischen Zugängen und Triangulation wurde evident.